

Der Geist in der Flasche.

Von August Strindberg.
Novelle aus dem Nachlaß.
(Schluß.)

In diesem Augenblick zeigte sich im Saale ein Mensch, der mit den Augen nach dem Tische des Zeitungsmannes tastete; und als er ihn auf's Korn genommen hatte, schob er auf den mächtigen Mann los.

„Sie sind der Herr, der James Anderson aus Opsilon, Wisconsin, U. S. A., kennt?“ begann er.

„Ja, der bin ich!“

„Haben Sie James Anderson gesehen?“

„Nein, aber ich kenne ihn doch!“

„Gut, das tue ich auch, um so mehr, als ich mit ihm verwandt bin und das Vermächtnis ansprechen werde.“

„Ist er denn tot?“

„Nein, nicht, soviel ich weiß, aber er kann sterben!“

„Dann warten Sie, bis er stirbt!“

„Ich will nicht warten, ich habe nie warten können; ich liebe schnelle Resultate und wende mich an die Rechnungslammer.“

Damit ging er.

Jetzt wurde dem Zeitungsmann zum ersten Male in seinem Leben bange; und da er die Gefahr, die in der Flasche saß, fürchtete, forschte er sie zu, erhob sich und sprach:

„Mit der Rechnungslammer ist nicht zu scherzen; da haben sie die Aufgabe, die Papiere zu prüfen, aber unsere Papiere vertragen keine Prüfung. Was sollen wir tun?“

Der Zeichner war auch nicht mutig; er dachte eine Weile nach, und dann sprach er:

„Aber wie kann unser James Anderson einen Verwandten haben, wo er nicht existiert?“

„Er muß existieren, sonst können wir nicht existieren!“

Und sie gingen in die Nacht hinaus; unheimlich war ihnen zumute; der Geist war losgelassen, und sie konnten ihn nicht mehr beschwören.

Als die Rechnungslammer den Protest empfing, mußte die Existenz der Stiftung und des Stifters erst bestätigt werden; darum wurde ein Schreiben an den Gesandten nach Washington geschickt. Der Gesandte antwortete telegraphisch: Kenne James Anderson nicht. Da meinte der von Willkür zum Reichstag Abgeordnete, der zur Opposition gehörte, ein Gesandter, der nicht weiß was er redet, müsse getadelt werden; er interpellierte den Minister des Außen und forderte ihn auf, den Gesandten zurechtzuweisen. Als sich der Minister weigerte, fiel seine Regierungsvorlage, und er mußte abgehen, im Abgang das ganze Ministerium mit sich ziehend. Eine Krisis brach aus, und als es zur Neuwahl kam, stand James Anderson auf dem Programm.

Es waren furchtbare Tage für unseren Zeitungsmann. Er hielt sich eingeschlossen, dachte nach Amerika zu reisen, hatte aber kein Geld. Der Zeichner und er saßen auf ihren Stühlen in der Kammer hinter herabgelassenen Vorhängen. Sie lebten in Angst, bebten vor Polizei und Militär; ja, sie glaubten James Anderson selbst auf den Treppen zu hören. Schließlich sah die Zeitungsmann einen Entschluß.

„James Anderson muß sterben, sonst sind wir verloren!“

„Aber wenn er stirbt, fällt Willkür in Trümmer, denn die Anleihen werden gefährdet.“

„Aus dieser Sache kommen wir nie heraus! Aber James muß sterben!“

Der Nekrolog wurde geschrieben, der Zeichner zeichnete ein Porträt mit Trauerband, und die Stadt gab eine Trauerfeier im Theater; aber es war auch ein Fest der Dankbarkeit und der Freude, denn jetzt war die Erbschaft fällig. Der Zeitungsmann, der den Prolog geschrieben hatte, weinte, als er auf der Bühne stand, weinte aus Entsetzen vor dem Tode, der jetzt kommen mußte. Er hätte gern den Mund geöffnet und erklärt, alles sei ein schlechter Scherz, wogte es aber nicht, den das Land stand infolge des Wahlkampfes in Flammen. Er brauchte auch nicht selbst zu sprechen, denn beim Bankett des Abends traf ein Telegramm vom Minister des Außen ein mit der Erklärung, James Anderson gebe es nicht, das Ganze sei eine Räubergeschichte oder ein Betrug.

Das war eine Aufregung im Saale! Oh, du großer Gott! Kerger und Trauer! Viele aber wollten es nicht glauben.

Der Zeitungsmann konnte es nicht länger aushalten. Er ging auf die Tribüne, fiel auf die Knie, bekannte alles und bat um Schonung.

„Nein!“ donnerte die Versammlung. „Keine Gnade! Ins Gefängnis mit ihm!“

„Gnade!“ jammerte der Schuldige.

„Nein!“ wurde geantwortet.

Und damit war es zu Ende? Nein, es gibt Geschichten, die nicht so schnell zu Ende gehen!

Auf die Straße stieg ein Mann von eigentümlichem Aussehen, mitten zwischen Apostel und Ankerschmid. Sein Aussehen gebot Schweigen und erregte Schrecken; und als er zu sprechen anfing, ging ein Schauer durch die ganze Versammlung.

„Meine Herren,“ sprach er, „ich heiße — James Anderson!“

„James Anderson?“

„Nein, aus Michigan, U. S. A. Ich heiße James Anderson, aber ich bin nicht derselbe; und ich komme hierher auf der Cunard-Linie, um die Zeitung zu verlegen, weil sie meinen Namen in einer Schwindelgeschichte mißbraucht hat. Der Zeitungsmann wollte zum Fenster hinauspringen, wurde aber zurückgehalten.“

Run begannen zwei Prozesse, die noch dauern. Aber der schreckhafte Zeitungsmann ist ernst geworden und will nichts mehr mit Geistern zu schaffen haben. Er glaubt allerdings nicht an Geister, aber er möchte doch nichts mit ihnen zu tun haben!

(Uebersetzt von E. Schering.)

Kleines Feuilleton.

Kgl. Schauspielhaus: „Kabale und Liebe.“

Kein Werk wohl in der ganzen seitherigen deutschen Theaterliteratur ist so vom Geist sozialer Anlage erfüllt, wie diese Jugenddichtung Schillers. Der Phantastielwitz, die er in den „Räubern“ als Ausdruck seines unbestimmten gegen Schranken der Gesellschaft genialisch ankämpfenden Freiheitssehnsucht faßt, tritt hier die Zeichnung wirklicher gesellschaftlicher Verhältnisse: der bodenlosen stillosen Verderbtheit und Despotenwirtschaft kleinasiatisch-deutscher Fürstentümer gegenüber. Ein Gluthauch der Empörung weht durch alle Szenen. Schillers eigener Vandalismus, der Württembergischer Herzog Karl, der den Ansehen in die militärische Dressur der Karlschule gekleidet hatte, war selber einer jener Regenten, die der erschütternde Ausbruch des armen Kammerdieners, dem man den Sohn genommen, vor aller Welt im Stiche brandmarkt. Auch der strapelose Präsident von Waller, der sich den Weg zu seiner Stellung durch Verbrechen bahnte, mag Württembergischer Vorbild gebast haben. Vom Hintergrunde dieser Sippe, die durch des Präsidenten schleichen Helfershelfer Wurm und die glänzende satirische Hoflingensammergestalt des Herrn von Raß ergänzt ist, hebt sich das Bild getreuer Liebe, das Schicksal des hochsinnigen Präsidentensohnes und seines bürgerlichen Mädchens ab, die in den Schlingen der Kabale zugrunde gehen. Und zwischen beiden Gruppen steht in die Korruption des höfischen Lebens verstrickt, doch wiederum als Anklägerin sich darüber erhebend, die seltsame Figur der Lady Willfort, die, wie der Dichter sie beteuern läßt, als fürstliche Maitresse das Los des Landes habe mildern wollen.

Freilich mit der Blut und der Gewalt der Anlage, die diesem Werke das Gepräge gibt, verbindet sich in der Ausgestaltung auch ein gut Teil drausgängerischer Gewalttätigkeit, die sich über Grenzen der Natur hinwegsetzt und namentlich im zweiten Teil des Dramas ein Mitgehen stark erschwert. Dem Pathos der Lady wird man schwerlich glauben, und auch in den feierlich getragenen Worten der Luise klingt das jugendlich schwärmerische Empfinden des Dichters vernehmlicher als das Gefühl des sechzehnjährigen einfachen Bürgermädchens durch.

Die Aufführung im Schauspielhause erfreute durch eine treffliche Luise. Fräulein L. H. i. g. gab ihr eine schätzbare schlichte, arglose Mädchenhaftigkeit, die mit dem Lauber des Natürlichen die Herzen rührte. Der Klang ihrer Stimme streifte den großen Worten das Gepränge ab, ließ ihnen einen Ton von Kindlichem. Geschlossen wurde der Charakter in dieser Färbung wunderbarer Einfachheit bis zum Schluß durchgeführt. Die natürliche Liebe des wackeren

Musikus zu seinem Kinde wie der flach eitle Sinn der Mutter gelangten in dem Spiele Max H o h l s und der Frau C o n r a d zu lebendigem Ausdruck. S o m m e r s o r f f, mehr Neben- als Charakterspieler, hatte die feiner ganzen Art fernliegende Rolle des Präsidenten übernehmen müssen, die er klug korrekt, doch ohne recht von Grund aus überzeugen zu können, zur Geltung brachte. Auch C l e w i n g war in der Figur des Wurm nicht heimlich. Der Ferdinand de B o g t s blieb ziemlich physiognomios. Ausgezeichnet war Frau D u r i e u g, die die Rolle schon auf der Reinhardt-Bühne spielte, in den leidenschaftlichen Szenen ihrer Lady Willfort. Der Hofmarschall v. Raß erhielt durch Herrn W ö t t c h e r eine höchst ergögliche Vertörperung.

Romische Oper: „Der Favorit.“

Die Legifirma Grünbaum u. S t e r k bezeichnet ihr Gemeinam- feitsprodukt als „romische“ Operette. Von Romil wird da wohl nicht viel zu reden sein. Wenn verschiedene Personen auf Geheiß der Verfasser auf der Bühne H e r d e n spielen müssen, so ist das allenfalls eine traurige Karikatur. Und wenn sechs Ballettdamen ohne eigentliche Motivierung herumspringen, so werden sie das wohl nur der Schneiderfirma zuliebe tun, die bei dieser Gelegenheit sechs verschiedene gemusterte neumodische Damenkostüme im Wiedermeisterstil zur Schau stellt. Im übrigen schmeckt alles nach Schablone: die Coupletverse, die zum größten Teil humorlose „Handlung“ und was sonst „rum hängt“. Der italienische „Conte“ vor dem Kriege hat sich jetzt in einen Spanier verwandelt. Die „Komtesse“ Zippfräulein ist auch nichts Neues. Der Graf ist natürlich ein Schürzenjäger und Schuldenmacher. Sie hingegen hat Willkür, die sie ihm zu Füßen legen wird. Um ihn jedoch durch harte Proben für den künftigen Ehemann reif zu machen, mimt sie die arme Tippmamsell bei einem Notar. Nebenher geht noch ein Pärchen mit allerhand Brettleuten und einem Varietédagenten.

Dazu hat Robert S t o l z, der als Feldgrauer den Taktstod schwank, die Musik geschrieben. Ohne wienerische Sentimentalität geht's freilich nicht ab, und ohne Marsche und Walzer im Johann Straußchen Zone auch nicht. Einiges, wie der Junggesellenantanz oder das Couplet von der Prinzessin und dem Wachtposten, trägt originellere Züge. Charakteristische Musik aus dem Libretto zu entwickeln, gelingt aber dem Komponisten ebenso wenig als seinen Vorgängern von der „modernen“ Operette. Wie man sich „räuipert“ und wie man „spukt“ — alles bleibt wie es war.

Die Kriegergräber in treuer Hut.

Aus dem Kriegsministerium wird mitgeteilt: Seit den ersten Monaten des Krieges ist die Deeresverwaltung um die Feststellung, Sicherung und Pflege der Gräber unserer gefallenen Soldaten bemüht.

Sie hatte erkannt, daß diese Feststellung gleichzeitig die Nachforschung nach Vermissten wesentlich unterstützt, und hat deshalb nicht nur die Auffindung aller Gräber, sondern auch die Erforschung der in ungenügend bezeichneten Gräbern Ruhenden mit allen Mitteln gefördert.

Um für die würdige Ausgestaltung der Kriegergräber die nötigen Unterlagen zu gewinnen, sind schon vor langer Zeit Bereisungen mehrerer Kriegsschauplätze durch Künstler und Gartenarchitekten aus ganz Deutschland sowie Vertreter des Bundes deutscher Baumschulenbesitzer veranlaßt. Die Teilnehmer an der Reise haben ihre Eindrücke in Zeitschriften und vorbildlichen Entwürfen niedergelegt; die Mitglieder des Bundes deutscher Baumschulenbesitzer spenden fortgesetzt reichen Pflanzenschnur für die Kriegergräber.

Am 17. und 18. März fand in Berlin eine Versammlung aller an der Fürsorge für die Kriegergräber beteiligten Kreise statt, zu der auch Oesterreich-Ungarn Vertreter entsandt hatte. Hier sollten in freier Aussprache die noch einer Klärung bedürftigen Fragen erörtert und neue Anregungen gegeben und gewonnen werden. Namentlich sollten die draußen unmittelbar mit der Gräberpflege betrauten Offiziere aller Kriegsschauplätze Gelegenheit finden, ihre Erfahrungen auszusprechen und mit den heimatischen Behörden und Künstlerkreisen engere Fühlung zu nehmen.

Wichtigend für die Wahl des Zeitpunktes war die bis 16. April im Reichshof des Kunstgewerbemuseums stattfindende Ausstellung „Das Kriegergrab“. Lichtbildvorträge zeigten die auf der Vereisung des östlichen Kriegsschauplätze gewonnenen Erfahrungen. Vorträge gaben die Richtlinien für eine würdige Heldenehrung: eine dem deutschen Empfinden entsprechende schlichte Einfachheit im künstlerischen Aufwand; monumentale Wirkung, nicht durch Wucht und Massigkeit, sondern durch eine Form, die klar den Gedanken zum Ausdruck bringt, daß sich ein Sohn des Vaterlandes für die höchste Idee geopfert hat.

Zur künstlerischen Unterstüfung aller mit Grab- und Denkmalsfragen für unsere Gefallenen besetzten Stellen ist eine „Staat-

Endrik Kraupatis.

Eine litauische Geschichte von Ernst Wichert.

Er zuckte mit den Augentwimpern und mit dem Munde. „Na ja — ich weiß es ja.“ Er blickte wieder nach dem Fenster auf, aber es ließ sich niemand hinter den Scheiben bemerken.

„Mit Deiner Frau wirst Du einen schweren Stand haben,“ flüsterte ihm die Alte zu, „das ist nicht anders.“

„Das ist nicht anders,“ bestätigte er finster, schob Mare zurück und wandte sich den guten Freunden zu, die schon in Reich und Glied hinter ihm standen, die Mähen schwenkten und ihm ein Willkommen zuriefen.

Kraupat richtete sich in den Schultern stramm auf, wie ein Soldat, legte die Finger an den Hüfenschirm und sagte mit festem Ton: „Guten Tag, alleamt. Ist heut Sonntag in Kraupatischen? Oder gibt's ein Fest? Ihr scheint schon tüchtig dem Glase zugeprochen zu haben.“

„Das haben wir,“ antwortete der Ortschulze, „und Dir zu Ehren, Endrik, weil Du doch —“ Er hustete den Schluß hinweg.

„Ach so —“ sagte Kraupat, als ob er jetzt erst merkte, um was es sich handelte. „Na — macht kein Aufhebens davon. Ich bin wieder da, und so ist's gut.“

„So ist's gut,“ rief der bucllige Schreiber, seinen Filz auf den Kopf stülpend und die Hand des Müllers ergreifend.

„So ist's gut, und so hat's von Rechts wegen sein müssen, und ein Hund, wer daran zweifelt, daß der Endrik Kraupat unschuldig ins Zuchthaus gekommen ist. Daran haben wir eins getrunken und darauf wollen wir noch eins trinken, und das soll uns die Polizei nicht verbieten. Der Müller soll leben, vivat hoch!“

Nun mußte er jedem die Hand schütteln und sich von den meisten auch umarmen und küssen lassen, so wenig ihm das augenscheinlich behagte. Sie versicherten ihn einmal über das andere, daß er für sie wieder gerade so ein Ehrenmann sei, wie er vor dem Brande gewesen, und daß sie niemals an seine Schuld recht hätten glauben wollen. „Das mag sein oder nicht sein,“ äußerte Kraupat sich darauf, „ich will's keinem groß übelnehmen, wenn er damals mit den Wölfen geheult hat. Aber jetzt ist die Geschichte wie vom Teufel

weggewischt, und ich wollt keinem raten, von morgen ab an sie zu erinnern — weder im guten noch im bösen. Es soll sein, als hätte sie sich nie ereignet. Dabei hob er drohend die Hand und ließ die Augen im Kreise herumrollen. Den buclligen Schreiber aber bedachte er noch ganz besonders durch einen scharfen Blick, der wie ein richtiger Schreckschuß wirkte, da das Männchen den Kopf noch tiefer zwischen die Schultern zog, als er ihm schon von Natur gewachsen war, und unwillkürlich nach der Gutfrempe griff, als müßte gegrüßt werden.

Während dieser Bewillkommung hatte sich in einem stallartigen Anbau des Mühlenhäuschens leise eine aus Brettern zusammengeschlagene Tür geöffnet. Aus derselben war ein alter Mann getreten. Er trug einen kurzen litauischen Schafspelz ohne Bezug, vielfach geflickt und recht schmuhig. Die blauen Weinwandhosen in den wollenen Socken, an den Füßen Holzorken. Ein dünner Kranz von langem, weißem Haar hing um den unbedeckten Kopf, den er vorbeugte, um besser hören zu können, was da zehn Schritte weiter vorging. Mit der einen Hand hielt er die Tür fest, die andere hatte er wie einen Schirm über die Augen gelegt, die gespannt auf die Gruppe vor dem Hause starrten. Der fast zahnlöse Mund war geöffnet; das ganze runzelige Gesicht zeigte ein blödes Lächeln, und ein paar mal wiegte sich der Kopf hin und her, als sei noch an der Wirklichkeit des Geschehenen und Gehörten zu zweifeln. Der Schreiber bemerkte ihn und machte ihm eine Faust. „Was will der rändige Hund, der Ensisat?“ Der Müller blickte rasch um. Man erwartete, daß er gegen den Alten losfahren würde, der ihn durch sein falsches Zeugnis ins Unglück gebracht. Einen Augenblick sahien's auch so, denn die Stirn zog sich frans und die fahlen Wangen röteten sich wie abgezirkelt. Dann aber warf er das Kinn auf, wendete sich wieder zurück und murmelte: „Ein andermal.“

Die guten Nachbarn und Freunde bestürmten ihn, er möchte mit ihnen ins Birtschhaus kommen. Wer heut nüchtern zu Bett gehe, sei ein schlechter Kerl. Kraupat sah gar nicht so aus, als ob es ihm lustig zu Mut wäre. „Ich muß nun erst hinein,“ sagte er halb abweisend. „Gehet voran und wartet meinethwegen auf mich — ich will sehen, daß ich bald loskomme.“

Damit waren sie einverstanden. Zohlend und jauchzend entfernten sie sich, nachdem sie ihm nochmals die Hand ge-

drückt oder ihn wenigstens auf die Schulter geschlagen hatten. Endrik ging ins Haus; seine Mutter und Mare folgten. Als die Tür sich geschlossen hatte, blieb er in dem engen Flur, von dem man geradeaus in den Küchenraum unter dem Schornstein sah, stehen. Er schien mühsam zu atmen, redete den Hals und griff mit der Hand nach der Kehle. „Laufe zur Mutter, Mare,“ sagte er, „und melde ihr, daß ich da bin.“

„Sie weiß es,“ antwortete das Mädchen.

„Gleichwohl —“

Mare trat rechts in die Stube ein.

Endrik sahte seiner Mutter Hand und zog sie nach der Küche hin. Dort war zu dieser Zeit niemand. Auf der anderen Seite gelangte man in den sehr kleinen Flur und von ihm aus in die Kammer, welche die alte Frau bewohnte, seit die große Mühle abgebrannt war. Man konnte, unter dem Schornstein am Herd stehend, jeden sofort bemerken, der da vorn oder hinten ins Haus trat. Hier umfaßte Endrik Kraupat seine Mutter mit beiden Armen, zog sie heftig an sich und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn. „Mutter —“ flüsterte er und konnte nicht weiter.

„Mein Sohn, mein lieber Sohn! Du bist frei —“

„Frei —! Aber was hast Du für mich getan, Mutter!“

„Was hab ich für Dich getan? Meine übrigen Kinder sind gestorben — nur Du bist mir geblieben, Endrik. Soll' ich ins Grab gehen mit diesem Nummer, meinen einzigen Sohn im Zuchthaus zu wissen? Ich hab Dich damals aufs Gewissen gefragt, Endrik, ob Du an dem Brande unschuldig bist, und Du hast geantwortet: „Ja, Mutter!“ Daran halt ich in Ewigkeit fest.“

Sie nahm seine Hand, die schlaff herunterhing; sie war eiskalt und feucht. Die Finger schienen nichts halten zu können; sie griffen zu und lösten sich gleich wieder. „Mutter,“ murmelte er, „es ist doch schrecklich —“

„Du bist unschuldig an dem Brande,“ sagte sie, „das andere geht Dich nichts an. Wie hättest Du auch die alte Mühle anstecken sollen, in der Dein Vater und Großvater gelebt hat — in der Du geboren bist, Endrik? Das glaub ich keinem, außer Dir selbst. Die Herren Richter wissen es nicht so, sonst hätten sie Dich damals schon freigesprochen. Nimm Dir's nicht zu Herzen, Endrik. An der schlechten Person ist nichts gelegen — die holt der Teufel so und so —“

(Fortf. folgt.)

